



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Blick auf Italien.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ein Blick auf Italien.



anderlei Dinge giebt es, die an Italien auszufetzen sind: ein unreifer Parlamentarismus mit Parteiministerien, eine mangelhafte Verwaltung, politisches Cliquenwesen, eine vielfach Thorheit predigende Presse, eine auswärtige Politik mit großen Ansprüchen und kleinem Mute. Indes wer billig denkt, wird sich dabei erinnern, daß gut Ding Weile haben will, und daß Italien als Einheit noch recht jung ist. Vor vierundzwanzig Jahren war es noch ein geographischer Begriff mit einem politischen Leben, das fast nur unterirdisch pulsrte und an der Oberfläche von österreichischen und französischen Einflüssen, die nebenbuhlerisch wirkten, bewegt und gestört wurde. Die Regierungen des Landes waren nur in ihrer Feindschaft gegen allen Fortschritt und alle Bildung ihrer Unterthanen einig. Kirche und Staat bemühten sich gemeinschaftlich, das vielbegabte Volk in tiefer Unwissenheit zu erhalten. Nur in Piemont und nach einigen Seiten in Toskana sah man Anläufe zu besserem. Das Band der Sprache verknüpfte nur die wenigen Gebildeten, die überhaupt lasen, sonst sprach — wie Viktor Hehn in seiner vortrefflichen Darstellung dieser Misere sagt*) — jede Landschaft ihre Mundart, die von den entfernter wohnenden nicht verstanden wurde. Die Italiener kannten sich wenig untereinander; denn Reisen war nicht Sitte und wegen Paß- und Mauthschikanen unbequem. Gegen einen Zollverein, wenn überhaupt an einen solchen gedacht wurde, sträubte sich der Lokalegoismus. Die Hoffnung auf Reform schien ein Traum, und kluge Leute waren im Hinblick darauf, daß die Halbinsel vom Beginn des Mittelalters an immer in Kleinstaaten gespalten gewesen, der Meinung, der gegenwärtige Zustand sei vollkommen

*) Italien, Ansichten und Streiflichter, 2. Aufl., S. 307 ff.
Grenzboten IV. 1882.

der Natur und Geschichte entsprechend, ja im Interesse schöner Mannichfaltigkeit der Erhaltung wert. Nach den Zuckungen, welche die Februarrevolution von 1848 hervorgerufen hatte, nach dem unglücklichen Kampfe Piemonts mit der österreichischen Übermacht war die Lage noch hoffnungsloser geworden. Chi-märe schien es, wenn jemand noch an Befreiung vom Fremdenjoch und Einigung der getrennten Teile zu Gliedern eines Staatskörpers sprach. Und siehe da, 1870 war beides vollendet, allerdings nicht ganz durch die eigne Kraft, aber immerhin eins der größten Wunder unsrer Tage, und immerhin durch wesentliche Mitwirkung Italiens selbst und seines nunmehrigen Königs zustande gekommen.

Es war kein leichtes Werk gewesen. Erst 1866 war den Venetianern gestattet worden, sich ihren Brüdern anzuschließen, und die Hauptstadt Rom wurde erst vier Jahre später gewonnen. Während der Zeit voll Sorge und Ungewißheit, die von 1860 bis lange nach 1870 währte, haben die Italiener mit Feinden im Auslande wie im Innern zu ringen gehabt, und nur kurze Zeit stand dabei ein Mann wie Cavour an ihrer Spitze. Sie hatten Österreich mit den Waffen zu bekämpfen, Frankreichs Geboten und Verboten nach Möglichkeit Widerstand zu leisten, Garibaldi und der Irredenta Zaum und Jügel anzulegen und der altherkömmlichen Autorität des Papstes mit ihrer Einwirkung auf die Bischöfe des Landes sowie dem Fanatismus der gesammten katholischen Welt, der auf Wiederherstellung des Kirchenstaates drang, gegenüberzutreten. Sie hatten vielfach verschiedene Provinzen — man denke an Sizilien und Toskana — zu einer Nationalität zu verschmelzen und während der Lebenszeit einer einzigen Generation einen Staat aufzurichten, der im Altertume Jahrhunderte zu seiner Entwicklung bedurfte. Prüfen wir ihr Verhalten in dieser Periode des Wachstums mit dem politischen Mikroskop, so entdecken wir nicht wenige Irrtümer und Mißgriffe. Blicken wir aber länger auf die Stadien zurück, die sie hinter sich haben, so sehen wir, daß doch ungemein viel geschehen ist, und daß sie es trotz sehr bedeutender Schwierigkeiten im ganzen recht gut gemacht haben. Die Nation ist eins geworden, ihr Heer läßt zwar zu wünschen übrig, ist aber eine gute Schule für das Volk und auch sonst nicht gering zu achten, ihre Kriegsflotte ist sehr respektabel. Das Land hat in jeder Beziehung Fortschritte gemacht, auf dem wichtigen Gebiete der Finanzen, der Besteuerung und der Valuta, in Betreff des Handels und in Bezug auf das Unterrichtswesen. „Durch die ganze Halbinsel, sagt Hehn, von Nord nach Süd, vom adriatischen bis zum tyrrhenischen Meere, Eisenbahnen zu raschtester Verbindung, nirgends Gepäckbesichtigung oder polizeiliche Ausweise, ein Zoll- und Handelsgesetz, eine Münze, eine Justiz. . . Jeder kann drucken, was er will, er kann, wenn es ihm so gefällt, ohne Priester heiraten, und auch zu Geburt und Tod ist weder Geläut noch Weihwasser nötig. Die Zensur ist spurlos verschwunden, und es wimmelt aller Orten von Zeitungen, darunter sogar republikanische und freimaurenerische.“

Daß die Minister immer aus Kammermajoritäten hervorgegangen sind, erscheint uns als kein Vorzug und Segen, wohl aber ist lobend darauf hinzuweisen, daß Italien bis jetzt noch kein militärisches Pronunziamento und noch keine kommunistische Revolution erlebt hat wie seine lateinischen Schwestern Frankreich und Spanien.

Wenn trotzdem lange noch nicht alles so ist, wie es sein sollte, wenn sogar finstere Befürchtungen für die Zukunft Italiens laut wurden, so liegt der Grund hiervon zum guten Teil in der Verfassung des neuen Königreiches. Italien gewann seine Einheit zu einer Zeit, wo der politische Rationalismus seine allgemeinen, von der englischen Freiheit abstrahirten und angeblich für alle Völker und Staaten segensreichen Forderungen zum öffentlichen Vorurteile gemacht hatte. Selbst Halbbarbaren wie die Serben, Griechen und Rumänen sollten mit diesem Artanum beglückt werden und wurden mit freisinnigen Verfassungen bedacht, während diese Gabe sich nicht einmal bei den Franzosen bewährt hatte. Die englische Verfassung konnte den im Staatsleben wirkenden Kräften einen sehr weiten Spielraum gestatten, da sie von der Gewohnheit der Menschen, unter denen sie, beiläufig nicht systematisch, sondern wie ein Naturprodukt, stückweise, von Fall zu Fall entstanden war, und von der monarchischen, aristokratischen und nationalen Denkart dieser Menschen immer wieder und bis auf die neueste Zeit, wo es anders werden will, regulirt wurde. Anderwärts mangelte dieser Regulator, auch in Italien, und so hat auch hier das parlamentarische Regiment nicht günstig gewirkt.

„Als es sich noch darum handelte, Italien zu schaffen und alle nationalen Gedanken auf dieses eine Ziel zu richten, bemerkt Hehn, ein gründlicher Sachkennner, da war die Turiner Rednerbühne und Presse mit der ihr innewohnenden und agitatorischen Kraft ein mächtiger Hebel, eine erwünschte Bundesgenossin. Seitdem aber hat der Konstitutionalismus die politische Praxis mehr aufgehalten als gefördert. Die Minister haben kaum Zeit, ernsthaft an des Landes Wohl zu denken und lange vorbereitete, weise überlegte Entschlüsse in langsamer, ausdauernder Arbeit durchzuführen. Sie kämpfen dem souveränen Parlamente gegenüber täglich um ihre Existenz, sie müssen die im Schooße der Versammlung angesponnenen Ränke vereiteln, die Ehrgeizigen fördern, die geheimen Feinde bewachen, gegen Launen und unvorhergesehene Zufälle sich gerüstet halten, vor allem aber die Kunst bewahren, mit erhabenen Gemeinplätzen, sophistischen Feinheiten, überhaupt mit passenden und wohlklingenden Reden dem Ohre zu schmeicheln und die Herzen zu gewinnen.“ Die eigentlichen Geschäfte kommen der Mehrheit der Abgeordneten langweilig vor, und „auf Bildung und Erfahrung in politischer Technik wird bei der Parlamentswahl nicht gesehen. Bei großen organischen Maßregeln . . . hat es sich immer am besten bewährt, wenn der Minister die von berufenen Praktikern entworfene Einrichtung frischweg ins Leben rief und der Kammer überließ, das bereits bestehende hintennach gut-

zuheißen. Es sind ja meist Lokalgrößen, die sich im römischen Sitzungssaale versammeln, und ihre eigentliche Aufgabe ist, jeder für seine Heimat Gesuche zu betreiben. Worin sie aber alle Kenner sind, ist das Wort und dessen Gebrauch und Klang . . . daher schon mehr als einmal eine schwierige Stimmung durch geschickte, taktvolle Rede und gefälligen Stil, z. B. in Thronreden, beschworen worden ist. . . Wenn nur bei diesem Spiele nicht so viel Zeit, Kraft, Aufmerksamkeit, Leidenschaft verwendet würde, daß für die Regierung des Landes wenig mehr übrigbleibt. Verwaltungsbeamte braucht Italien, nicht Idealpolitiker, an denen es nur zu viele hat; es braucht eine gute Dienstpragmatik, eine scharfe finanzielle Kontrolle, eine kernige, lieber willkürliche als schlaffe Polizei, eine auf die Sache losgehende, nicht in Formeln sich verstrickende Justiz. Aber wer in Italien arbeitet im Kleinen statt mit großen Ansichten?" An einer andern Stelle sagt der Verfasser: „Ein tüchtiges Geschäftsministerium thäte dem Lande not, mit einem charaktvollen Manne an der Spitze, der bündig zu befehlen, vor allem das freigewordene Volk zur Arbeit anzuhalten und reicher zu machen verstünde. Zunächst dazu berufen, dies Werk in die Hand zu nehmen, wäre der König selbst. Das ist freilich unkonstitutionell; denn im Katechismus steht: Der König herrscht, aber regiert nicht; aber unter gegebenen Umständen, am richtigen Orte, in Zeiten des Überganges ist der Scheinkonstitutionalismus die vollkommenste Staatsform, eine Selbsthilfe der Natur bei widriger Lebensordnung. Und wenn dabei die Stimmen im Redetempel, dem Parlament, auf eine Weile minder laut würden, auch das misztönende Orchester der täglichen Presse etwas gedämpfter spielen müßte, der Nachteil wäre nicht allzu groß.“

Wäre das für die innern Angelegenheiten Italiens von Vorteil, so würde es auch der Stellung dieses Staates nach außen hin ohne Zweifel zu gute kommen, seine Politik würde stetiger, vom Wechsel der Strömungen und Stimmungen dessen, was man öffentliche Meinung nennt, unabhängiger, berechenbarer und zuverlässiger, das Land würde bündnisfähiger werden. Und es wird noch auf lange Zeit des Wohlwollens gewisser Nachbarn bedürfen. Zwar von einer Begünstigung des päpstlichen Wunsches nach Einsetzung in den vorigen Stand, die in diesen Tagen das klerikale Journal de Rome besonders vom deutschen Reiche erwartete, kann kaum irgendwo die Rede sein, und am wenigsten ist sie da zu befürchten, wo das Blatt sie am sichersten finden zu können meint. Wie nennen es eine grobe Selbsttäuschung, wenn es sagt: „Es ist aller Grund zu der Hoffnung vorhanden, daß der Tag nicht fern sei, an dem zwischen den katholischen geistlichen Autoritäten und der Berliner Regierung ein volles Einvernehmen zustande kommen wird. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß an diesem Tage die deutschen Katholiken, welche soeben Gelegenheit gehabt haben, auf ihrem jüngsten Kongresse von neuem gegen die augenblickliche Lage des Papsttums zu protestiren, den Fürsten Bismarck an die bereits von ihm kundgegebene Neigung [wo, wann denn kundgegeben?] erinnern werden, eine diplomatische Aktion in

dieser Richtung einzuleiten.“ Aber daß Frankreich Italiens Einheit nicht gern sieht, ist bekannt, und wie es Italiens Interessen achtet, hat es in Tunis wiederholt zur Genüge bewiesen. Man hat deshalb in Rom alle Ursache, sich mit andern Mächten so gut als irgend möglich zu stellen und namentlich der Irredenta energisch das Handwerk zu legen. Die polizeilichen Maßregeln, die gegen diese Wühlergesellschaft infolge der Triester Bombenaffäre getroffen worden sind, können als befriedigend bezeichnet werden. Der Leitartikel des offiziellen *Popolo Romano* dagegen, der die Angelegenheit besprach, ließ zu wünschen übrig. „Die Sache, welche die Irredentisten verfechten, hieß es da, ist jedenfalls eine edle.“ Dann Mahnung zur Geduld, weil andre geduldig und die Agitation gegen Österreich gefährlich sei. Dann wieder: „Wir verlangen von ihnen keineswegs, daß sie ihr Ideal zum Opfer bringen, ihr Ideal, welches das aller Italiener ist; wir begehren auch nicht die Abschwörungen heiliger Liebe zur Geburtsstätte so vieler Patrioten, noch ein Aufgeben des innigen Wunsches, dieselben der großen italienischen Familie einverleibt zu sehen, aber wir müssen die Emigranten daran erinnern, daß nur die Zeit ihre Bestrebungen verwirklichen kann“ u. s. w. Wir meinen, mit solchen Ansprachen, die immer etwas im Hinterhalt haben, die wie Wollen, nur noch nicht Können aussehen, wird man stets unzuverlässig erscheinen und niemals auf feste Freundschaft rechnen können, die einzig auf volles Vertrauen sich gründet.

Mehr einverstanden kann man sich mit der Weise erklären, in welcher die ministeriellen Blätter das Geschrei der Opposition nach Rüstungen im großen Stil zurückweisen. Volksversammlungen forderten eine Erhöhung des Militärbudgets um mindestens 40 Millionen Lire, und die Vermehrung der italienischen Land- und Seestreitkräfte ist weithin zum Lösungswort geworden. Dieser Wunsch ist nicht unerklärbar. Man fühlt sich politisch gedrückt. Seitdem Italien ein einheitlicher Staat, eine Macht geworden ist, sind mancherlei Ereignisse vorgekommen, bei denen Interessen desselben im Spiele waren und ihm dennoch kein Einfluß eingeräumt und keine Berücksichtigung zuteil wurde. Die Italiener waren hier von früher her verwöhnt. Sie erreichten bis 1870 mehr Vorteile, als ihnen nach dem Maße ihrer Anstrengungen zur Erlangung derselben zukam. Es ist ganz richtig, daß sie ihre Verteidigungskräfte verstärken sollten. Aber man muß doch auch dem Finanzminister dabei das Wort erlauben, und es ist unter dem jetzigen Ministerium genügend für Armee und Marine gesorgt worden. Seit dem Amtsantritte desselben sind die Ausgaben für das Landheer von 200 auf 249, die für die Kriegsflotte von 45 auf 57 Millionen Lire jährlich angewachsen. Das Kriegsbudget Italiens beziffert sich gegenwärtig auf 306 Millionen Lire, d. h. auf etwa 50 Prozent der gesamten Staatsausgaben, wobei nur die Verzinsung der öffentlichen Schuld und die Eisenbahnsubventionen nicht in letztere eingerechnet sind. Mehr wollen geht über das Können hinaus. Nach der Rede, welche der Ministerpräsident Depretis am Sonntag vor acht Tagen in Stradella

hielt, um die Politik der Regierung darzulegen, will letztere in der Angelegenheit langsam vorgehen. Sie hält es für unmöglich, sofort die ihr angelegene neue Vermehrung der Kosten für die Landesverteidigung anzunehmen. Die Rüstungen müßten, wie der Redner sagte, im Einklange mit den wirtschaftlichen Kräften des Landes stehen, aber die natürliche Entwicklung des Budgets in den Händen eines Mannes wie Magliani wird der Regierung gestatten, auch für die Bedürfnisse der Landesverteidigung ausreichend Fürsorge zu treffen.



Das Mädchen von Tisza-Eszlar.



vor einigen Monaten ging die Nachricht durch die Zeitungen, daß fern in Ungarn ein Christenmädchen von Juden heimlich ermordet worden sei. Die Mörder, die Ermordete, die besondern Umstände, unter denen es geschehen sein sollte, erregten das allergrößte Interesse; trotzdem fand das Ereignis nicht die eingehende Besprechung, welche es verdiente, weil die Beteiligten jeden Berichterstatter gewissermaßen von vornherein nötigten, Partei zu ergreifen. So kam es, daß die sämtlichen in jüdischen Händen oder unter jüdischem Einflusse befindlichen Zeitungen, deren Zahl bekanntlich mehr als neun Zehnteile der ganzen Presse ausmacht, die Nachricht als eine Erfindung hinzustellen oder doch so abzuschwächen suchten, daß die Thatsache nichts besondres zu sein schien. Von den übrigen Zeitungen verhielt sich ein Teil abwartend, und nur der kleine Teil der entschieden antisemitischen Blätter, voran die Dresdner „Deutsche Reform,“ griff das Ereignis auf und verfolgte den Verlauf der Untersuchung mit Energie und Spannung. Wer sich daher über die Angelegenheit unterrichten wollte, sah sich ausschließlich auf diese Quellen angewiesen.

Vor wenigen Wochen ist nun bei M. Schulze in Berlin ein Schriftchen erschienen, welches eine bequeme Zusammenfassung aller bisher über das Ereignis erschienenen Nachrichten enthält.*) Wir entnehmen demselben die folgende Darstellung.

Am 1. April dieses Jahres — es war an einem Sonnabend — schickte Frau Huri in Tisza-Eszlar, einem Dorfe am Theiß im Szabolcser Komitate

*) Esther Solymosi oder der jüdisch-rituelle Jungfrauenmord in Tisza-Eszlar. Von Georg von Marezianyi. Autorisirte deutsche Übersetzung aus dem Ungarischen. 52 S. Oktav. 50 Pfennige.